

Eine schreckliche Entdeckung.

Kriminal-Novelle von Gustav Köffel.

Sie wollte ihren Augen nicht trauen. Und doch da stand es. Ihr Gatte war nicht da. Ein etwas Furchtbares war in Vorbereitung, ein Komplott, an welchem er herabragend beteiligt war. Zwar, es war ein anonymes Brief, von einer Frauenhand, aber gerade das war geeignet, der Sache einen Anschein innerer Wahrscheinlichkeit zu geben. Warum nicht eine Frau? In allen großen Kriminalfällen hieß es „Eher-chez la femme“.

Die auf's tiefste erregte junge Frau folgte diesen Spuren, und sie kam zu Schlüssen, welche sie noch tiefer verwundeten als jene erste schreckliche Entdeckung. Was ein Weib zu solchen Schritten treibt, kann nur verrathene Liebe sein. Sie waren also alle beide betrogen, von ein und demselben Manne und was Amanda bei diesem Gedanken empfand, machte es ihr erstlich, daß ihre bisherige unbekanntes Rivalin so und nicht anders handelte. Amanda Wollhof war vor Schreck auf einen Stuhl gefallen. Eine lange Reihe düsterer Bilder zog an ihrem geistigen Auge vorüber. Eines wollte sie für bestimmt, ihr junges Eheglück war für immer zerstört. Unwillkürlich drängten ihre Gedanken der jüngsten Vergangenheit zu. Das Bild ihrer kurzen Ehe sollte noch einmal sich aufwiegen. Wie glücklich war sie gewesen! Wie hatte Rudolph alles gethan, um sie in ihrem süßlichen Wahn zu erhalten, der nun von dritter Hand so jäh und so gründlich zerstört worden war. Sie konnte sich nicht anders, als daß er seine Korrespondenz selbst öffnete und erlegte. Ihr Herzensbund war ja auf gegenseitiges Vertrauen gegründet. Ebenso überließ er es ihr, ihre Briefe geheim zu halten oder nicht. Er mochte wohl wissen, daß nichts Ernstes zu verkümmern hatte, um so besser blieb sein eigenes Geheimniß gehahrt. Allerdings, wenn sie es recht bedachte, war er doch ziemlich sorglos dabei zu Werke gegangen. Es konnte ihr doch jeden Augenblick einfallen, einmal einen solchen Brief zu öffnen, als Frau war sie berechtigt, das zu thun. Ebenso konnte auch die Behörde...

Bei diesem Gedanken, dem sie erschreckt halt gebot, wurde Amanda noch um eine Schattierung bleicher. Sie malte sich all das Schreckliche aus, was dann folgen würde. — Trennung, Confiszierung ihres nicht unbedeutenden Vermögens, Rudolph's Verban- nung nach Sibirien, wenn nicht Schlimmeres. Er war Deutscher aus den Ostprovinzen, deren Russifizierung in letzter Zeit mit weit größerem Nachdruck als bisher staatsseitig betrieben worden war. Es lag also die Vermuthung nahe, daß er ein heimlich „Patriot“ im höchsten Sinne des Wortes war, und da nicht anders eine Eindämmung der slavischen Hochfluth zu erzielen war, zu diesem Mittel gegriffen hatte. Das heimliche Schredensregiment hatte schon so manche Jurisdiktion einer harten Regierungs- verfügung erlangt. Alles das schien möglich und sogar wahrscheinlich. Wertwürdigerweise hatte Rudolph nie eine solche Regung verletzten National- gefühls zu erkennen gegeben, auch ihr gegenüber nicht, und sie war doch eine gebildete Deutsche, die seinen Empfin- dungen nach dieser Richtung hin ein volles Verständniß entgegengebracht hätte. Von ihr also, seiner Gattin, fürdiete er einen Verrath, vor ihr, die sein ganzes Vertrauen hätte befestigen sollen, hielt er geheim, was er dieser Fremden rückhaltlos offenbarte. Und nun wendete sich das Blatt. Jene ver- rath ihm; und sie, die er so grauam geäußert hatte, zitterte um sein Schick- sal, auch jetzt noch, wo sie den Beweis seiner Untreue in Händen hielt. Ein feinerer Widerspruch liegt darin, daß er selbst Regierungsbeamter war. Er war Ingenieur im Eisenbahn- departement, und das machte seine häufigeren Reisen erklärlich. Auch jetzt war er auf einer solchen begriffen. Aber reichlich diese Verbindungen nicht in die höchsten Kreise hinauf? Waren nicht selbst Offiziere kompromittirt? So mancher Beamte dante seine rasche Beförderung wohl nur seiner Zugehörig- keit zu diesem Geheimbunde, dessen ungenannte Häupter oft in den höchsten Stellen saßen.

Solche und tausend andere Combi- nationen erhielten die unglückliche junge Frau in Angst und Aufregung. Sie wanderte rast- und rathlos von Zimmer zu Zimmer. Sie war noch nicht lange genug in Petersburg, um schon zu so intimen Beziehungen ge- langt zu sein, die eine Mittheilung dieser Vorgänge rechtfertigen. Gern hätte sie ein weibliches Wesen, eine Frau aus ihren Kreisen in's Vertrauen ge- zogen und ihren Rath erbeten. Ehe sie nach Deutschland schrieb und Antwort erhielt, verging eine Woche. Und hier handelte es sich um Dinge, die inner- halb der nächsten Stunden zur Kata- strophe führen konnten. Telegraphen- bürste sie solche Sachen nicht. Sie war noch nicht einmal sicher, ob jetzt, nachdem sie, und vielleicht auch andere

Kenntniß von den Vorgängen hatten, ein in die Heimath gerichteter Brief nicht angehen und als weiterer Bewe- eis gegen ihren Gatten benützt werden würde. Rudolph hatte ihr Nachricht geben wollen, sobald er wo längerer Aufent- halt nahm, wie er es stets that, und bis jetzt war noch kein Brief eingegan- gen. Er war allerdings erst zwei Tage fort, und die Verbindungen waren nicht die besten. Es war jetzt zehn Uhr Vormittags. Er hatte keine feste Adresse, und so konnte sie ihn nicht einmal unter dem Vorwande einer plötzlichen Erkrankung telegraphisch zurückerufen.

So sehnsüchtig hatte sie noch nie auf einen Brief oder sonst ein Lebens- zeichen von ihm gewartet, wie jetzt, wo sie sich sagen mußte, daß er ihrer unwürdig, und sein Herz ihr verloren war. Der Tag ging hin. Es blieb alles, wie es war. Sie wies alle Nahrung von sich. Ein heftiger Kopfschmerz zwang sie zum Stillstehen. So war sie zu beständigem Nachdenken verur- theilt, eine Fohler, die sie auf die Dauer nicht ausschalten konnte. Gegen Abend wurde ihr ganz unerwartet ein zweiter Brief heringebracht. Er war von der- selben Hand. Ein Bote hatte ihn abge- geben und sich schnell wieder entfernt. Amanda wagte erst gar nicht, das Schreiben zu öffnen. Eine unsagbare Angst befiel sie. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sich das Schicksal ihres Gatten bereits erfüllt hatte. So war es in der That. Der endlich mit bebenden Fingern geöffnete Brief enthielt nur die wenigen Worte:

„Ihr Gatte ist bereits verhaftet. Führen Sie unter einer Verkleidung sofort, wenn Sie dem gleichen Schick- sal entgehen wollen. Eine wohlmei- nende Freundin.“ Amanda war zuerst wie betäubt. Wie lange sie so dagestehen, wußte sie nicht. Mit Schreden gewahrte sie, daß es bereits finster geworden. Sie erhob sich schwerfällig und klingelte nach Licht. Wie hell und freundlich war nun auf einmal alles um sie her! Es war ein so schönes Heim! Der Camin strahlte eine behagliche Wärme aus, und draußen tobte der Herbststurm und rief die letzten weissen Blätter von den kahlen Bäumen. Da hinaus sollte sie nun, in die kalte, trostlos öde Welt, heimath- und obdachlos, auf heimlich- lichen Wegen, verfolgt und jeden Augen- blick mit Entdeckung bedroht. Was sie hier zurückließ, mußte ihrem Gedächtniß entschwenden wie ein Traumbild, das nie mehr zum Leben erwacht. Und sie konnte nichts thun, um ihrem Manne zu helfen, nichts! Neben Augen- blick konnten die Säcker kommen, um eine Hausführung nach vorberge- gangenen Schriftstücken vorzunehmen und sie mit der bei solchen Anlässen rohen Rücksichtslosigkeit zu verhaften.

Sie entfernte unter verschiedenen Vorwänden die wenige Dienerschaft ihres apart borchenen, aber nicht über- großen Haushalts. Kaum waren jene fort, so raffte sie hastig Geld und Pre- tiosen zusammen und warf sie unbesen- fenen in die kleine Handtasche, die sie unter ihrem Mantel verbergen konnte. Sie ertrummte sich so gut es ging, und trat nun wieder in den hell er- leuchteten Salon zurück, um einen leht- ten Blick umzuwerfen und flüchtig- stens Abschied zu nehmen von dieser Stätte trauriger, lieber Erinnerungen, als vom Korridor her Tritte laut wurden, leise hastende — Zu spät! Die Thür wurde aufge- rissen. Ein jäher Aufschrei entfuhr ihren Lippen. Sie ließ die Tasche fallen und taumelte halb ohnmächtig gegen die Wand. Da stand ihr Mann — ein Bild der Verhörung und des Schredens. Dann loberte ein heftiger Zorn in seinem bleichen Antlitz auf. „So ist es wahr?“ schrie er verzweifelt. „Du hast mich verrathen! Du willst fliehen, mich verlassen, um —“ Sie sah und hörte nichts mehr. Mit einem dumpfen Aufschöhnen sank sie bewußtlos zu Boden.

Als sie erwachte, lag sie im Bette. Ein mattes Licht brannte. Eine tiefe, heimliche Stille war um sie her. All- mählich kehrte ihr die Erinnerung wie- der. In jähem Schreck richtete sie sich auf. Das war ihr Zimmer. Hatte man sie geschont und nur ihren Gat- ten... Da drang ein Jubelschrei zu ihrem Ohr. „Amanda!“ Ihr Gatte kniete an ihrem Bett und umschlang sie mit seinen Armen. „Du lebst! Du bist mir wiedergege- ben, du Theure, Gute!“ rief er. „O, Gott sei Dank! Wenige Worte wer- den dir alles erklären. Wir sind beide das Opfer einer Missifikation worden. Ich habe die beiden Briefe in deiner Handtasche gefunden, und hier ist ein dritter von derselben Hand, der an mich gelangte. Darin wird du der Untreue beschuldigt und gesagt, du ständest im Begriff, mit einem ande- ren zu fliehen. Wenn ich beim käme, würde ich ein leeres Nest finden, um einen Vorwand würdest du nicht ver- legen sein. Wohl gegen das Erwarten der Briefschreiberin bin ich auf einer Lokomotive hieher gejaht — wozu hätte man sonst eine bedrohte Stelle im Eisenbahndienst — und so kam ich noch gerade recht, um deine Flucht zu verhindern. Beruhige dich, wie ich nun auch beruhigt bin. Es ist kein wahres Wort an deinem. Ein rachsüchtiges Weib, das mich zu unparnen trach- tete, und das ich um beinethwillen ver- schmähte, hat diese Komödie in's Werk gesetzt, die ihr auch fast gelungen wäre. Wer weiß, was dann folgte. Viel- leicht hätte ich mir in der Verzweif- lung das Leben genommen und du wärest in dem Wahn geblieben, daß ich

ein Verbrecher sei, der sich dem irdi- schen Richter entzog. Alles Nähere werde ich dir später sagen. Ich war dir nie untreu und bin ein treuer Unter- than des Kaisers. Genügt dir das?“ Sie brach in Thränen aus, in denen aber wohl mehr die Freude theil hatte, als der Schmerz. Sie fühlte es, daß er die Wahrheit sprach. Fesseln schmeigte sie sich an ihn. Der Ausblick auf das fast verlorene Glück, dem sie von neuem entgegenging, paralysirte den erlitte- nen Nervenschod. Sie genas schnell. Die Verzeihung hatte sich ihrer aerech- ten Strafe durch die Flucht entzogen. — Und ihr hatten sie nichts mehr zu fürchten.

Der dritte Mann.

Ein Leser der „Frankf. Ztg.“ schreibt: In der vergangenen Woche machte ich wieder einmal die Ueber- fahrt von Harwich nach Vlissingen. Es war während einer zauerhaft schönen Sommernacht. Auf dem Deck bildeten wir, in den bequemen Liegestühlen zu- rückgelehnt, eine recht schneiglamme Gruppe. Ein Franzose mit nach- schwarzem Haar, eben solchen Augen und einem Gesicht, das unbestimmte Erinnerungen in mir weckte, versuchte ziemlich ergeblich, eine natürlich fran- zösisch geführte Unterhaltung in Fluss zu erhalten. Rechts und links von uns saßen Engländer, die entweder nicht französisch verstanden, oder nach der Sitte ihres Volkes sich ohne Rath einer fremden Sprache nicht bedienen wollten. Wir gegenüber stand an ei- nem Dedenaufbau gelehnt ein kleiner gelber, flug blinder und übrigens durchaus nicht schlagwürdiger Japaner. Pöthlich sprach der Franzose mich deutsch an: „Mein Herr, Sie sind Deutscher, und ich glaube Sie zu ken- nen.“ Mit wenigen Worten war festge- stellt worden, daß wir zusammen das Gymnasium in der kleinen norddeut- schen Residenz Bieleburg besucht hat- ten. Wir rückten näher zusammen und tauschten frohe Erinnerungen an ge- meinsam verlebte Stunden aus. So kamen wir auch auf die Abende zu sprechen, die wir — obgleich uns das damals streng verboten war — beim Statspiel zugebracht hatten. „Wie schade“, meinte mein Franzose, „daß uns heute Abend der dritte Mann fehlt, ein tüchtiger Dauerflut wäre das beste Mittel, die Nacht hinzubringen.“ Da löste sich die zierliche Gestalt des Ja- paners von der Wand los. Er trat auf uns zu und begann nach höflicher Verbeugung in einwandfreiem Deutsch: „Wenn die Herren gestatten, würde ich mich gern an ihrem Spiel beteiligen. Karten habe ich bei mir.“ Auf unsere etwas verduhnten Fragen erwidern wir halb, daß unser so unerwartet gefun- dener „dritter Mann“ in Berlin stu- dirt hatte und sich dort neben der deut- schen Sprache auch eine gründliche Kenntniß des edlen Statspiels angeeignet hatte. Schnell wurde das halb- dunkel des Verbeds mit dem glänzend erleuchteten Rauchsalon vertauscht. Das Spiel zwischen Japan, Frankreich und Deutschland begann und währte die ganze Nacht. Als der Morgen graute und die Rüste Hollands aus dem Meere aufstieg, da waren Frank- reich und Deutschland geschlagen. Ob- gleich wir ganz solide um 1—10 „Ae- schusker“ hatten, konnte der Sohn des Ostens einen Gewinn von 8 Schilling einstecken. „Das ist für unseren Kriegsfonds“, sagte er mit verbind- lichen Lächeln, als wir uns Abschied nehmend die Hände schüttelten.

Der Schlaf des Gerechten.

Ein Fall, wie er wohl einzig da- stehen dürfte, ereignete sich nach der „Rdn. Volks-Ztg.“ dieser Tage vor dem Schouurgericht zu Lpd (Ostpr.). Während nämlich der Erste Staats- anwalt seine Anklage hielt, den Angeklagten des wissenschaftlichen Meins- bes beschuldigte und als erschwerendes Moment hervorhob, daß man einem Menschen, der wider besseres Wissen eine falsche Anzeige erstattet, sehr wohl einen Meinsbe, ja selbst das schwerste Verbrechen zutrauen könne, war der Angeklagte auf der Anklagebank sanft eingeschlafen und purzelte unter mäch- tigem Gepolter der Länge nach auf den Boden.

Herausgeplagt.

Kranker Papagei (zum eintretenden Thierarzt): „Dummkopf, Pfluscher!“ Thierarzt (verblüfft, zum Besizer des Vogels): „Nanu, habe ich denn das Thier schon früher einmal behan- delt?“

Kindlich.

Emmi (auf die Sardinen deutend): „Essen die großen Fische auch solche kleine Fische?“ Mama: „Gewiß, mein Kind.“ Emmi: „Aber dann müssen sie wohl erst die Bische aufmaaden?“

Durch die Blume.

Student: „Nun, ist der Professor bei der Prüfung freundlich gewesen?“ „Sehr freundlich; er hat sogar ge- sagt, ich soll in sechs Monaten wieder kommen!“

Zimmer verleihe.

Arzt: „Herr Professor, die Opera- tion an Ihnen werden wir in der Klinik vornehmen müssen.“ Professor (grustend): „Om, muß ich dazu selbst hintonnen oder kann ich Jemand schicken?“

Moderne Ehe.

Sie: „Aber Edward, so kann es nicht mehr gehen, das Dienstmä- chen pumpt uns seinen Kseignig mehr.“ Er: „Dann können wir sie ruhig entlassen.“

Doch zum Ziel.

Eine lustige Geschichte von Paul Blif.

Wieder einmal, wie so oft schon, war Herr Albert Bräunlich in arger Geldverlegenheit. Erregt lief er hin und her, fuhr sich mit der Hand durch das lockige braune Haar und zermar- terte sich das Hirn, wie er es möglich machen sollte, seinen vielen und drin- genden Verpflichtungen gerecht zu werden. Endlich warf er sich mißmüthig auf das alte Sofa. Er wußte keinen Rath, wie er diesmal sich Hilfe und Bei- stand schaffen sollte. Und nun lag er verzagt und verbittert da und ha- bernte mit dem Gesicht, da ihm so böß mißfiel.

Plötzlich griff er nach einem alten Buch, das neben dem Sofa auf der Erde lag. Es war ein Band aus der Leibbibliothek, ein vergebener Roman von Louise Mühlbach, den ihm seine Wirthin aus der Buchhandlung ge- holt hatte; in diesem Buche hatte er vorher ein paar Seiten gelesen; als ihm die Sache aber zu langweilig wurde, hatte er sich geirgert, daß er sich dies thörichte Buch hatte von der Wirthin aufschwanken lassen, und dann war der dicke Band in die Ecke geslo- gen. Nun hob er ihn auf, um ihn zu- rückzuschicken.

Und eben, als er den berühten und verstaubten Band aus der Hand legen wollte, bemerkte er, daß aus der Mitte des Buches ein Zeitelchen hervorlugte; halb mechanisch, halb neugierig zog er das kleine Papier hervor und las zu seinem Erstaunen:

„Ich bin eine Optimistin. Ich will meinen Hoffnungen auf einen glück- lichen Zufall setzen. Vielleicht findet ein junger Mann diesen Zettel, und viel- leicht hat dieser junge Mann den Muth, mich zu befreien. Ich lebe und leide unter der Tyrannei einer Tante. Ich möchte gar zu gern heirathen, aber ich lerne fast gar keine Männer kennen, weil meine Tante mich mit Argus- augen bewacht. Ich bin eine „gute Partie“, und ich glaube wohl, daß ich einen Mann recht glücklich machen könnte. Wenn sich also ein Muthiger findet, so möge er nur vertrauens- voll nach der Marienstraße Nummer 3 kommen und dort im Parterre nach Fräulein Lydia Ebersbach fragen; bitte aber nur in der Zeit von 2 bis 3 Uhr, weil dann die Tante schläft. Ich hoffe also!“

Als Herr Albert Bräunlich diese Zeilen las, mußte er zunächst, trotz seiner grämlichen Stimmung, lächeln über den Uff, denn etwas anderes konnte es ja doch nicht sein; dann aber, als er den Inhalt noch einmal durch- flog, fesselte ihn eine Raivität, die ihm echt zu sein schien, und da durchguckte ihn plötzlich der Gedanke: Und wenn es nun kein Uff, sondern ernst gemeint wäre!

Und nun sprang er wie elektrifirt auf und eilte an den Schreibtisch, wo in einem Seitensack das dicke Adreß- buch lag.

Wah zitternden Fingern blätterte er die Seiten um, bis er sein Ziel erreicht hatte — und siehe da, da stand wirklich schwarz auf weiß zu lesen: „Lydia Ebersbach, Marienstraße 3, part.“

Nachdenklich sank er in seinen Ses- sel zurück.

Was war es sein Uff! Was nun? Was nun? — Alles in ihm war in Aufruhr; dies seltsame Ereigniß erregte ihn detart, daß er seine kritische Lage vergaß und nur noch an die Schreiberin dieser Zeilen dachte.

Selbstverständlich mußte er hin- gehen!

Sehr umständlich und gewährt machte er Toilette, denn er wußte aus Erfahrung, daß oftmals der erste Anblick maßgebend ist.

Um zwei Uhr trat er den Weg an. Das Herz pochte ihm wie einem Sekunden, der sein erstes Stellbil- den hat.

Als er endlich die Klingel zog, zit- terte seine Hand so stark, daß er alle Kraft zusammennehmen mußte, um Herr der Situation zu bleiben.

Ein älteres Dienstmädchen öffnete und fragte nach seinem Wunschen. „Ich möchte Fräulein Ebersbach sprechen, bitte, hier ist meine Karte“, sagte er so ruhig, als ihm nur mög- lich war.

„Das junge oder das alte Fräu- lein?“ fragte die Magd, indem sie ihn erstaunt musterte.

Kurz entschlossen antwortete er: „Fräulein Lydia Ebersbach, bitte.“ Jetzt lächelte die agd Mein wenig: „So heißen beide Damen, die Tante und die Nichte.“

„Also bitte weichen Sie mich dem jungen Fräulein, und sagen Sie bitte, ich käme wegen des Mühlbach- schen Romans.“

Er mußte warten. Indessen sah er sich im Vorraum um und bekam den Einrud, daß die Wohnung einen gut lügerlichen Geschmack und solide Wohlhabenheit verrieth.

Dann kam die Magd zurück und sagte: „Das Fräulein läßt bitten.“ — wobei sie ihn in den Salon führte.

Als er eintat und sich umsehen wollte, kam durch eine andere Thür ein junges Mädchen, das ihn erstaunt musterte, aber mit wohlgeogener Man- nier zum Sigen einlub und fragte: „Darf ich erfahren, was Sie zu uns führt?“

Er sah sie an, mit sicherem Blick und mit unerhöhter Bewunde- rung, denn er fand, daß sie nicht nur

jung und hübsch war, sondern auch einen Zauber edst weiblicher Anmuth ausstrahlte, der ihm das Herz pochen ließ.

Endlich begann er: „Ich habe den Mühlbachschen Roman „Aphar Behn“ gelesen, und bin dem Zufall dankbar, der mir das alte Buch in die Hand geführt hat.“

Sie aber nicht nur läelnd und sagte nichts. Etwas unsicher begann er wieder: „Sie sehen also, gnädiges Fräulein, daß Sie Ihr Optimismus nicht irree- geführt hat, es gefchehen auch heute noch Wunder, — man muß nur da- ran glauben!“

Darauf erwiderte sie lächelnd: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich verstehe nicht, auf was Sie da anspie- len.“

Jetzt bekam er Muth. Mit einer eleganten und sicheren Handbewegung sagte er: „Ich bin der Muthige, gnä- diges Fräulein! und wenn ich Ihnen nicht mißfalle, so“ — weiter kam er aber nicht.

Denn sie erhob sich und antwortete artig aber bestimmt: „Ich glaube, mein Herr, daß hier ein kleines Miß- verständniß vorliegt.“

„Aber nein, meine Gnädigkeit!“ be- theuerte er, „ich habe Ihren Zettel gefunden!“

„Welchen Zettel? Ich weiß von keinem Zettel!“

„Was!?“ Einen Augenblick sah er sie prüfend an, dann entgeanete er, heiter zwar, aber doch mit einiger Energie: „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das war nun nicht nett! Wenn man schon mal so etwas thut, muß man auch die Konsequenzen sei- ner Handlungen tragen! — Ober aber, wenn ich Ihnen denn absolut nicht gefalle, dann gefehen Sie es mir wenigstens offen ein, — dann nehme ich meinen Hut und empfehle mich sofort wieder!“

Lächelnd antwortete sie: „Ich wie- derhole Ihnen, mein Herr, hier liegt ein Mißverständnis vor. Ich weiß wirklich von keinem Zettel!“

Nun wurde er mit einem Male kleinlaut: „Also hat sich jemand an- deres mit Ihrem Namen einen sehr schlechten Scherz erlaubt! — Hier bitte, dieses Papier fand ich heute in dem alten Roman!“ — wobei er ihr das Zettelchen überreichte.

Höchst erstaunt las sie, las wieder, lächelte dann, und sagte endlich: „Das ist aber wirklich sehr sonder- bar!“ — Dann klingelte sie, und als gleich darauf die Magd erschien, gab sie ihr leise einen Auftrag.

Mit einigem Besremden hatte er ihr aanges Gesehnen mit angesehen, in- dessen wagte er nicht, zu fragen, son- dern wollte warten, wie sich das Räthsel lösen würde.

Schon in der nächsten Minute wurde die Thür geöffnet und eine alte Dame trat ein.

„Liebe Tante“, begann das Fräu- lein, nachdem sie vorgefleht hatte, „bisher Herr hat heute diesen Zettel in einem alten Romane gefunden; wenn ich nicht irre, hast Du das geschrie- ben, nicht wahr?“

Herr Albert Bräunlich wurde es plochlich schwarz vor den Augen, — das ganze Gebäude seiner kühnen Hoffnungen sank in ein Nichts zu- sammen.

Inzwischen hatte die alte Dame ihre Brille aufgesetzt und las den In- halt des kleinen Papiers. Dann lächelte sie mit leiser Wehmuth und sagte mit ihrer milden Stimme: „Ja, ja, das habe ich einst geschrie- ben. Aber vor vierzig Jahren. Jetzt dürfte es wohl zu spät sein, mich noch zu entführen. Sie hätten das Papier früher finden müssen, junger Herr! Aber die alte Tante, die mich bereinst gefangen seihielt, ist längst begraben, und, wie Sie sehen, bin ich nun selber eine alte Tante geworden!“

Schmeichelnd kam die Nichte heran zu ihr, umfachte sie und rief: „Aber Du bist mir keine Tyranin gewor- den, Tanchen!“

Herr Albert Bräunlich kam sich jetzt hier sehr überflüssig vor; er nahm seinen Hut, daß vielmals um Entschul- digung und wollte sich empfehlen.

Aber Tanchen ließ ihn so nicht fort; er wurde zu einer Tasse Kaffee eingeladen.

Und er blieb.

„Mein Liebchen, was willst Du mehr!“

Und als man erst beim Kaffee saß, wurde die Stimmung so traulich und gemüthlich, daß Herr Albert Bräu- lich auch noch dableib, da längst der Kaffee ausgetrunken war.

Tanchen erzählte von ihrer Zu- genb — wie sie einst für die Romane der Mühlbach geschwärmt hatte, und wie sie in schwärmerischer Hoffnung berinst sehnd auf den Ketter ge- wartet hatte.

Und während Tanchen so flott er- zählte, beobachtete Herr Albert Bräu- lich unausgeseht das junge Fräulein, an dem er immer neue Reize entdeckte, und dem er schließlich auch ganz kühn und stoff den Hof machte.

Als er sich endlich empfahl, lud Tanchen ihn ein, bald wieder zu kommen, was er denn auch sofort hocherfreut versprach; und als er fort war, fragte die alte Dame ihre Nichte, wie ihr der junge Mann gefallen habe, worauf die Kleine eröthend entgeg- nete: „Oh, ganz nett.“

Dazu lächelte Tanchen stillber- gnügt; bei sich aber dachte sie: Viel- leicht blüht der Kleinen das Glück, auf das ich vergebens hoffte!

Und richtig! Herr Albert Bräu- lich kam sehr bald wieder, und dies- mal blieb er noch länger, weil er es wieder richtig gemüthlich fand. Und dann wollte es der Zufall, daß sich die jungen Leute alle Tage trafen; und daß Herr Bräunlich dann stets das Fräulein nach Hause brachte, war doch selbstverständlich; ebenso selbst- verständlich war es denn auch, daß Tanchen hat, er möge noch ein wenig dableiben, was der galante junge Mann natürlich nie abschlagen durfte.

Und so kam es, daß man ihn nach und nach wie einen alten Freund und wie zur Familie gehörig betrachtete.

Eines Tages aber, als man wieder beim Kaffee zusammen saß, machte Tanchen scheinbar ein Nidertchen, das heißt, sie schloß wohl die Augen, schief aber nicht, — und da sah sie dann, wie die beiden jungen Leute, die sich unbeschadet glaubten, dicht aneinan- der rückten und sich küßten.

Da lächelte die alte Dame kütia, machte die Augen vollständig auf und sagte: „Ich freue mich, Kinder, daß nun mein Zettel von damals doch einen guten Zweck gehabt hat!“ — Und dabei legte sie die Hände der jun- gen Leute ineinander und drückte ihrer Nichte einen Kuß auf die Stirn.

Russisches.

Mit Recht hat man im russischen Krieg mit Japan wech im russischen Volk keine Theilnahme. Wie sollte das auch möglich sein, da der Bauer, von seiner totalen politischen Unbil- dung ganz abgesehen, auch nicht die leiseste geographische Vorstellung vom fernem Osten hat? Ein Beispiel für unähnlige andere: Im Gouvernement Kursk, das nicht arm an Volksschulen ist, gefchah es, daß die Reugier der Bauern schließlich gemedt wurde und sie sich bei ihren Kindern, die die Volksschule besuchten, erkundigten, was wohl die Mandchuren, Korea und Japan seien? Leider hatten auch die Kinder keine Ahnung davon, und eine Nachfrage bei den Lehrern ergab, daß es „weder die Aufgabe der Schule sei, noch deren Zeit es erlaube“, sich mit dem Unterricht solcher Dinge zu be- fassen!

Christliches Bekenntniß.

Kritiker: „Können Sie das hohe „C“ eine Minute lang aushalten?“ Tenorist (einer Droler & Gele- schaft): „Ich könnt's schon aushalten, aber 's Publikum nüt!“

Unbegreiflich.

„Im Reichstage sitzen meist ältere, verheirathete Herren.“ Badfische: „Da befreife ich nicht, daß die Frauenrechtlerinnen so geru in den Reichstag kommen möchten.“

Milderender Umstand.

Vertheibiger: „Der Angeklagte hat wohl die Papiere gefohlen; aber schon am anderen Tage gab es einen argen Kurssturz, wodurch er einen großen Verlust erlitt.“

Emfindlich.

„Was, Du kaufst einen neuen Wein- teller?“ „Ja, durch meinen alten haben sie die Wasserleitungstohre gelegt.“



Bauer: „Dann hätte ich hier noch einen schönen Raum.“ Sommergäste: „Das ist ja ein Stub! all!“ Bauer: „Thut nichts. Die Viehher bring ich Ihnen halt raus.“